

Hugo Borger: Aufgaben und Aspekte der Stadtarchäologie

Die hier abgedruckte, leicht gekürzte Fassung des Vortrags stellte uns freundlicherweise der Konrad Theiss Verlag, Stuttgart, zur Verfügung, in dessen Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“ der Beitrag in Heft 1/89 erschien.

Innerhalb der archäologischen Landesforschung und Denkmalpflege kommt der Archäologie des Mittelalters zunehmende Bedeutung zu. Die Forschung hat inzwischen erkennen müssen, daß die Idealbilder der Stadt, von welchen man glaubte, sich eine genaue Vorstellung machen zu können, in der gedachten Weise nicht haltbar sind.

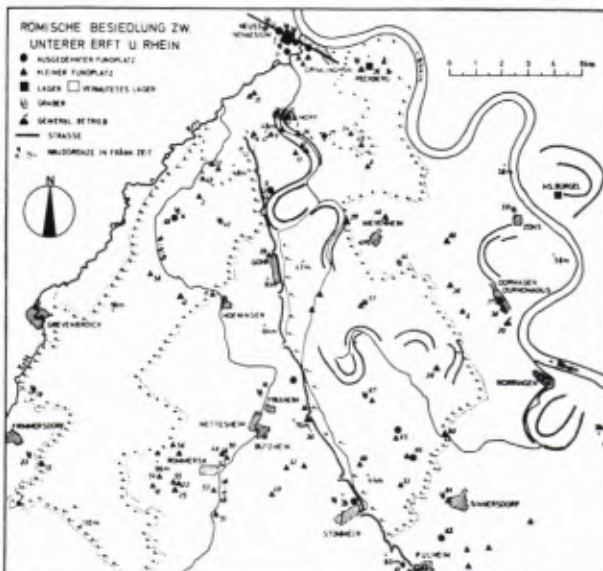
Die zum Teil vorzüglichen Bearbeitungen zum Thema der mittelalterlichen Stadt – z. B. von Keussen, Pirenne, Planitz oder Ennen – haben die innerstädtische Verfassung, die Rechtsnatur und so fort mehr zum Thema als die Stadtgestalt. Sie zeigen zwar – was ihr höchstes Verdienst ist – den Reichtum an schriftlichen Quellen auf, aber darüber blieben die Fragen nach der „Stadtgestalt“ – sieht man von Keussens wichtigen topographischen Studienversuchen (1918) ab – zu sehr außer Betracht. Innerhalb der Kunstwissenschaft gibt es durchaus verschiedene bemerkenswerte Ansätze zur „Stadtgestaltforschung“. Beispielcharakter haben noch immer die Arbeiten von Gruber, Braunsfels, Keller, Herzog u. a., wobei sie vor allem kenntlich gemacht haben, daß die mittelalterliche Stadt als geplanter Organismus bisweilen den Rang eines Kunstwerkes beanspruchen kann.

Wie weit dem auch heute noch gefolgt werden kann, war im September Thema eines internationalen wissenschaftlichen Kolloquiums im Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München. Dabei war zu beobachten, daß die Kunstwissenschaft noch immer sehr stark an einzelnen Bautypen interessiert ist, Formvergleiche oft bis zum Überdruß in den Mittelpunkt ihres Interesses rückt, aber zuwenig den Gesamtstrukturen mittelalterlicher Städte nachgeht.

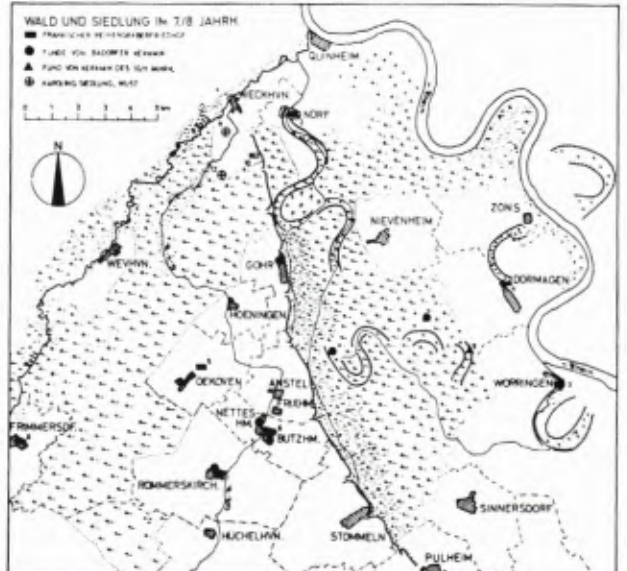
Offensichtlich ist die notwendige interdisziplinäre Zusammenarbeit mit den Historikern auch noch zuwenig ausgeprägt, wie überhaupt, meine ich, die grundlegende Ausschöpfung der in den Archiven verwahrten schriftlichen Quellen noch immer unzureichend ist.

Augenscheinlich sind wir in unserer schnellebigen Zeit nicht mehr mit der Ausdauer und auch nicht mit dem Willen begabt, „Grundlagenforschung“ zu betreiben. Wir beginnen eher von historischen Museen zu träumen, weil inzwischen Museen zu einem Instrument geworden sind, dem zu leisten man fast alles zutraut. Dabei sollte eigentlich so viel Sachverstand vorhanden sein, um klarzumachen, daß man vieles kann, aber eines sicher nicht: Geschichte „ausstellen“. Allenfalls

1 DIE RÖMISCHE BESIEDLUNG mit militärischen und zivilen Anlagen ist „geplante Struktur“.



2 NACH DEM ZUSAMMENBRUCH des Imperiums erobert sich die Natur weite Teile zurück.



sind gewisse Grundstrukturen historischer Prozesse aufzuzeigen.

Vorführen kann man „Produkte“ der Kulturgeschichte, die als solche aber selten den geschichtlichen Fluß in allen Nuancierungen kenntlich machen, sondern sie sind Zeugnisse von den jeweiligen Fertigkeiten des Menschen, Dokumente seines Formvermögens, auch Zeugnis für Organisationsformen von Handwerk, Gewerbe allgemein, auch Hinterleuchtung von Handelsprozessen. In diesem Zusammenhang gilt es, die Stadtarchäologie dahin zu betreiben, daß sie das leistet, was sie leisten kann: nämlich Materialien beizubringen, die in der Verknüpfung mit den Schriftquellen jene Quellengattung erschließen, die nur mit Hilfe der archäologischen Arbeitsmethoden zu gewinnen sind. Und das sind vor allem Prozesse der Wandlung der Stadt, damit Erkennen von Strukturen, was zu der Einsicht führt, daß auch das Phänomen der mittelalterlichen Stadt immer das Produkt sehr komplizierter Vorgänge ist.

An dieser Stelle kommt auch die Baudenkmalpflege ins Spiel; denn an sie werden bekanntlich inzwischen mehr und mehr „kosmetische Handlungsansprüche“ gestellt, mehr als die Baudenkmalpflege will und, was entscheidend sein dürfte, verantworten kann.

Deshalb ist es selbstverständlich, zu fordern, daß Baudenkmalpflege, Bauforschung und archäologische Forschung an Bauten in Stadtkernen wie in deren Umland interdisziplinär betrieben werden müssen. In der interdisziplinären Forschungsarbeit liegt die Chance von Kunstwissenschaft und archäologischer Forschung gleichermaßen. Aus dem „Forschungsverbund“ ergibt sich erst die fordernde wissenschaftliche Qualität einer unbestritten notwendigen allgemeinen Denkmalpflege, deren Hauptaufgabe sein muß, die Substanz der Bauten als Quellen der Kulturgeschichte zur Geltung zu bringen und deren Aufgabe nicht darin liegen kann, Dienerin modischer Verschönerungstendenzen in postmodernem Duktus zu sein.

Insoweit will ich jetzt eine Skizze ansetzen, die die Unverzichtbarkeit der archäologischen Stadtforschung wie der Archäologie des Mittelalters deutlich macht, um

dann, aus meiner Sicht, einige Empfehlungen auszusprechen.

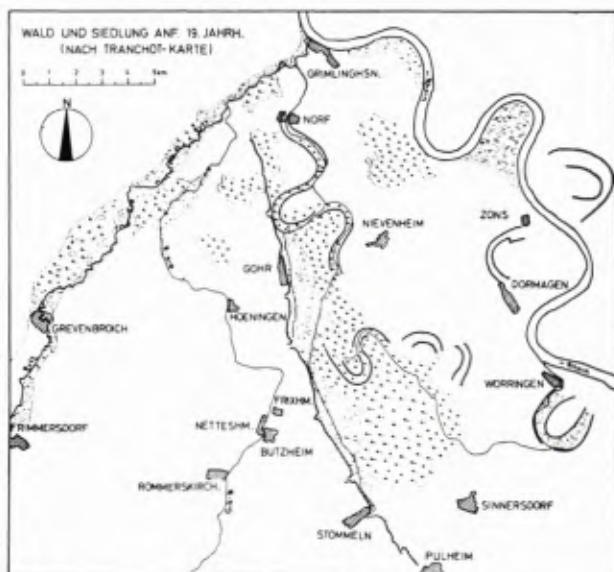
Ich will versuchen, einige Thesen zur Diskussion zu stellen, die erkennen lassen, daß es „die mittelalterliche Stadt“ gar nicht gegeben hat, bevor es schließlich doch „die Stadt“ gab. Als Kern meiner Darstellung wähle ich Beispiele aus dem Rhein-Mosel-Bereich und greife dafür bis zur Entstehung der vorgotischen Stadtgestalt aus.

Eine wesentliche Voraussetzung liefert eine Studie von Walter Janssen (1972), die mir geeignet scheint, in den Problembereich einzuführen. Bezeichnenderweise überschreibt Janssen die Ergebnisse seiner Erkundungen: „Zur Differenzierung des früh- und vormittelalterlichen Siedlungsbildes im Rheinland“, wobei er strikt der Grundthese von Herbert Jankuhn folgt, daß archäologische Befunde (bisher) immer nur für einen begrenzten Siedlungsraum überzeugend beizubringen seien. Janssen hat den Siedlungsraum zwischen dem Nordrand von Köln-Colonia Claudia Ara Agrippinensium und Neuss-Novaesium sowie zwischen Rhein und Erft analysiert und dabei neben den archäologischen Befunden und Funden auch die schriftliche Überlieferung einschließlich der schriftlichen Sekundärquellen wie Patrozinien und so fort ausgeschöpft. Das Ergebnis ist immer noch verblüffend wie vor allem für unseren Zusammenhang erhellend. Im einzelnen nimmt sich das dann so aus:

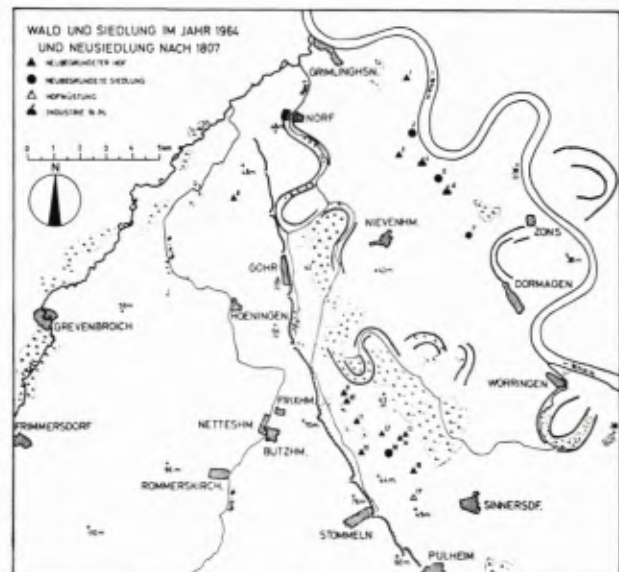
Für die römische Zeit ist der betrachtete Siedlungsraum bis in die Flußniederungen hinein erschlossen. Man erkennt darin die Ansprüche des römischen Militärs an die Länderschließung, aber auch, daß das Land im Hinblick auf die römische Colonia bis zur Grenze des Möglichen aufgesiedelt und ausgeschöpft war. Man muß das die „Totalerschließung“ von Land für die Zwecke des Menschen, von Vici, Castra, Civitas und Urbs nennen.

Da mit dem Untergang des Römischen Reiches um die Mitte des 5. Jahrhunderts der Zusammenbruch des Stadtlebens nordwärts der Alpen unmittelbar verbunden war, kann es nicht verwundern, daß für das 7./8.

3 ÜBER MEHR ALS TAUSEND JAHRE blieb das Bild bis ins 19. Jahrhundert erstaunlich klar erhalten.

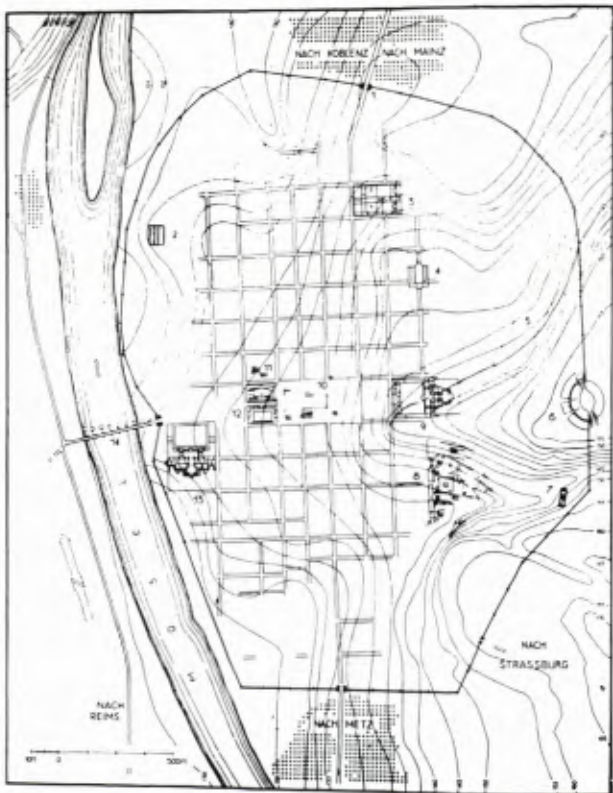


4 ERST DIE MODERNE ENTWICKLUNG hat die Landschaft fast so stark verändert wie zu römischer Zeit.





5 DAS RÖMISCHE TRIER im 1. Jahrhundert nach Christus ist eine planvoll organisierte Stadtanlage.



6 IM 4. JAHRHUNDERT WIRD TRIER Hauptstadt des westlichen Reiches, erhält die Kirchenanlage im Osten.

Jahrhundert das Kartenbild des nämlichen Raumes eine weitgehende Verwandlung zeigt. Das heißt: es hat sich im Grund die alte Agrarstruktur nach urgeschichtlichem Muster wiederhergestellt. Der Zusammenbruch

der Stadtwelt hatte eindeutige Folgen auch für das flache Land oder anders: siedlungsmäßig gibt es keine konkrete Kontinuität zwischen römischer Antike und Mittelalter. Es gibt lediglich innerhalb des Waldgebietes einige Rodungen, Siedlungsinseln für Familienclans.

Dies halte ich für eine wesentliche Einsicht, die auch überall da erwiesen ist, wo die Ergebnisse systematischer archäologischer Landesaufnahmen vorliegen.

Seit ottonischer Zeit kommt es, verkürzt dargestellt, zu einer neuen systematischen Aufsiedlung des flachen Landes, namentlich im Rhein-Mosel-Gebiet. Das ist deutlich am Kartenbild abzulesen: Der Wald wird zurückgedrängt, die Siedlungsflächen werden größer. Man könnte diesen Prozeß noch differenzieren, wobei sich zeigen würde, daß die Hauptmaßnahmen vom Ende des 11. Jahrhunderts an anzusetzen sind, die während des 12. Jahrhunderts entschieden zunehmen. Die Vermutung liegt nahe, dies könnte mit dem Bauboom, der sich damals in den Städten nachweisen läßt, in direktem Zusammenhang stehen.

Verblüffend in diesem Kontext ist, daß der bis zum 12. Jahrhundert erreichte Aufsiedlungszustand ein Endergebnis darzustellen scheint; denn noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts zeigt sich die untersuchte Siedlungskammer im Waldbestand nur unwesentlich verändert. Dies wirft ein helles Licht auf den Tatbestand, daß am Ende des 11. und während des 12. Jahrhunderts für den Siedlungsraum Grundlegendes geschehen ist. Besonders deutlich kann man übrigens bei der Erschließung des Landes sich abzeichnende Grundstrukturen dem Bericht des Abtes Suger von St. Denis bei Paris (1139) entnehmen, was ich nur andeuten kann, womit ich aber hervorheben will, daß es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Landerschließung und Stadtbau gibt.

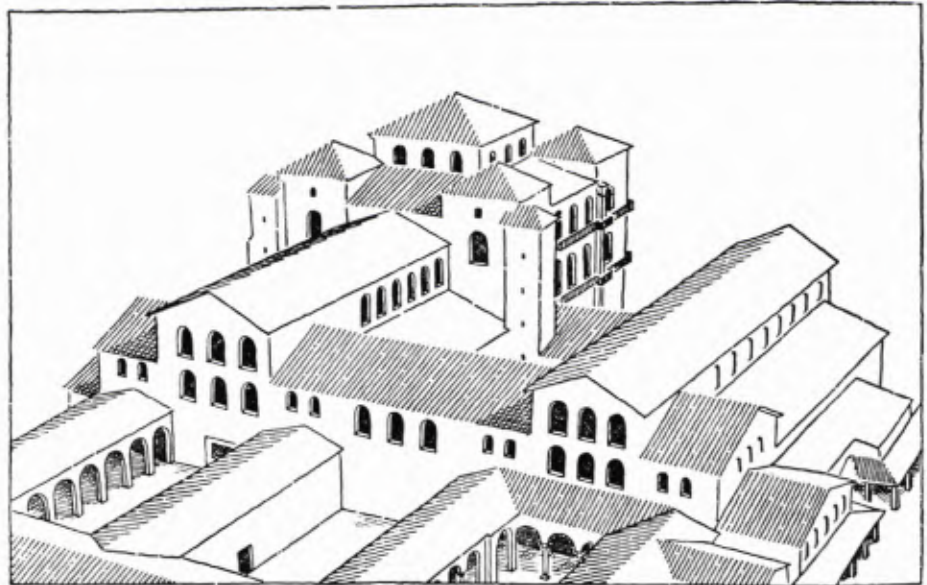
Während des 19. Jahrhunderts kam es nach 1807 zu neuen Aufsiedlungen, das heißt: in der Folge der Industrialisierung und der sich ausbildenden Großstädte wurde eine erweiterte Landausnutzung zwingend. Auffregend ist indessen, daß selbst dabei sich noch Waldinseln erhielten, die sich im frühen Mittelalter gebildet hatten, mithin in der hier ausgewählten Siedlungskammer bis vor 25 Jahren – und ich füge hinzu: auch heute noch – die siedlungsmäßige „Totalerschließung“, wie sie während der römischen Epoche hergestellt worden war, nicht wieder erreicht wurde. Das führe ich an, um kenntlich zu machen, daß auf die Offenlegung von Strukturen zielende Untersuchungen tunlichst bis an die Grenze der eigenen Gegenwart ausgedehnt werden müssen.

Damit stelle ich fest: Die Siedlungszusammenhänge für die römische und mittelalterliche Zeit sind von den heutigen Siedlungsbildern aus zu erschließen, ein oft mühsamer, weil mit akribischen Recherchen verbundener Vorgang. Dabei ergibt sich, daß Land und Stadtwelt in römischer und frühmittelalterlicher Zeit wie im Mittelalter in engem Zusammenhang stehen.

Ein zweiter Gesichtspunkt ist nun einzubringen, den ich wieder sehr verkürzt einführe, nämlich das Verhältnis von römischer Stadt und mittelalterlicher Stadt. Dafür ziehe ich zunächst die Augusta Treverorum, also Trier, bei.

Die Untersuchungen von Schindler und Cüppers zeigen für die Gründungsphase dieser Stadt, daß für den

7 ÜBER DER KAISERSTADT TRIER wächst seit dem 4. Jahrhundert die Doppelanlage von Dom und Liebfrauenkirche zu einem Baukunstwerk von imponierender Größe, dessen Fläche zwei Insulae des ursprünglichen Stadtplans einnimmt.



Stadtorganismus im 1. Jahrhundert ein Muster nach damals üblichem Duktus gesetzt wurde, das allen Gegebenheiten der örtlichen Topographie Rechnung trug und von Beginn an so zugeschnitten war, daß in dem Augenblick, als im 4. Jahrhundert aus dem Handelsort die Hauptstadt des westlichen Reiches wurde, der Umbau der Stadt von dem einen auf den anderen Zweck ohne weiteres und in kürzestem Zeitraum möglich war. Grundlage dafür war die sehr differenziert ausgebildete arbeitsteilige Gesellschaft ebenso wie der hohe Stand römischer Wirtschaftstechnik.

Für unseren Zusammenhang ist von Bedeutung, daß in die Nordwestecke der römischen Kaiserstadt über zwei Insulae hinweg nun eine Kirchenanlage von erheblicher Dimension eingebracht wurde. Mit der „Domgruppe“ (Doppelkirchenanlage Dom und Liebfrauenkirche oder „Herren- und Marienkirche“) entstand inmitten der Gesamtstadt eine „Kirchenstadt“. Wobei sich die Frage stellt: ist dies eine „Himmelsstadt in der Stadt“ oder eben doch nur eine kaiserliche Baumaß-

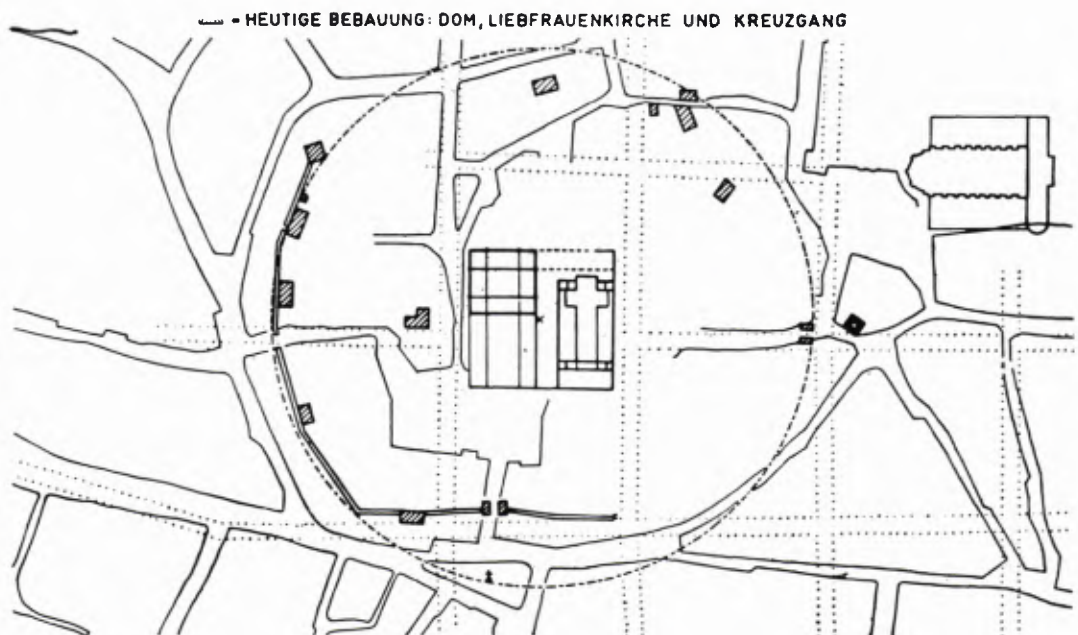
nahme unter vielen anderen, wie Aula regia, Thermen und so fort?

Aufregender noch, weil als Dokument auf dem Wege zum Mittelalter wesentlich, ist die Tatsache, daß die Bausubstanz beider Kirchen im Laufe der nachrömischen Jahrhunderte immer wieder reduziert wurde. Das „Produkt“ der Zweier-Kirchenanlage, wie sie seit dem 11. und 13. Jahrhundert in der Westansicht beider Kirchen zum „Bildungsschatz“ aller an Architekturgeschichte Interessierten gehört, ist also das Ergebnis eines fortwährenden „Reduktionsprozesses“.

Daraus läßt sich erkennen, daß es zwar eine „Kontinuität der Ruinen“, aber keine direkte Kontinuität zwischen den Bauten der römischen Stadt und denjenigen des Mittelalters gibt, selbst in einem Falle wie diesem nicht, wo unzweifelhaft die Flächen seit dem 4. Jahrhundert beibehalten wurden. Bis heute ist der Befund übrigens nicht überzeugend darauf abgemustert, welche Unterbrechungen zwischen den einzelnen Baustufen bestanden haben, womit ich sagen will, daß es eine we-

8 IM 10./11. JAHRHUNDERT entwickelt sich über dem rechteckigen römischen Plan kreisförmig die Domfreiheit.

- Immunität um 900: Umkreis von 1000 karolingischen Fuß.
- == Gesicherter Verlauf der Ringmauer um 1000.
- ▣ Tore, Türme und Kurien des 11. Jh.
- Römerstraßen.





9 BLICK IN DIE GRABUNG in der Stiftsimmunität des Viktoromes in Xanten 1958, die entscheidende Impulse für die Stadtarchäologie gab.

sentliche Aufgabe archäologischer Forschung sein muß, die Befunde auf denkbare Siedlungsunterbrechungen hin – die häufiger sind, als man sich vorstellt – zu überprüfen.

Noch schärfer kommt das, was ich zur Anschauung bringen muß, zum Ausdruck, wenn man den Stadtplan der römischen Stadt des 4. Jahrhunderts demjenigen der Stiftsimmunität des 11. Jahrhunderts gegenüberstellt. Die Gegenüberstellung läßt keinen Zweifel: Der Stadtraumkörper der Augusta Treverorum war im Laufe der Jahrhunderte zu einem leeren Gehäuse herabgesunken. Das mittelalterliche Trier hat seine Stadtwurzel in der Herrenkirche, nun Bischofskirche, wie in der mit ihr zu einer Baugruppe zusammengeschlossenen Marienkirche, fast im Kreis darum die Bauten der Dom- und Stiftsherren. Für das 11. Jahrhundert bedeutete das in dieser Formulierung „die Stadt“, also Stadt in einem Gebilde, das in dieser Stufe nur als „Kirchenstadt“ bezeichnet werden kann.

Außer Frage steht, daß damals die römische Stadtmauer noch bestand, ebenso die Aula regia, die Thermen, manche andere Bauten mehr, aber zu diesem Zeitpunkt, soweit archäologische Quellen dies ausweisen, nur als Ruinen und damit ungenutzt.

Insoweit trifft die Formulierung „Ruinenkontinuität“, von Edith Ennen geprägt, den Sachverhalt genau. Die Anknüpfung im späteren Mittelalter an den einen oder anderen Bau ergibt sich aus den später entwickelten Bedürfnissen – ein Sachverhalt, dem ich für Trier nicht näher nachgehe, weil ich zur Darstellung der Gesamtstrukturen, wie sie sich in den unterschiedlichen Wachstumsstufen erkennen lassen, zwei andere Bei-

spiele benutze, die überzeugend zu lehren vermögen, wie sehr man wahrscheinlich in dieser Frage differenzieren muß.

Schon 1933/34 hat Walter Bader im Chor der ehemaligen Stiftskirche St. Viktor zu Xanten am Niederrhein gegraben, damals allein mit dem Ziel, die Anfänge der Kirche zu klären. Zwischen 1954 und 1964 hatte ich die Möglichkeit, die archäologischen Grabungen fortzusetzen. Zu dieser Zeit war der sogenannte Xantener Dom noch ein Trümmerfeld. Damals ermöglichte es mir die Deutsche Forschungsgemeinschaft, meine Untersuchungen über den Bereich der Stiftskirche hinaus auf die gesamte Immunität, also auf den Stadtkern, auszuweiten. Soweit ich sehe, war dies die erste Chance einer umfassenden und systematischen Stadtkerngrabung in der Bundesrepublik Deutschland. Ihr war nur die wichtige Grabung von Schindler an der Hammaburg in Hamburg vorausgegangen.

Die topographische Karte von Harald von Petrikovits zeigt den siedlungsgeschichtlichen Zusammenhang zur Zeit der römischen Epoche: Im Süden des heutigen Xanten gibt es dort seit 38 v. Chr. ein Legionslager, Vetera Castra, natürlich mit Zivilvicus, eigenen Gräberfeldern und so fort. Im Norden der mittelalterlichen Stadt besteht seit 100 n. Chr. die Zivilstadt Colonia Ulpia Traiana, die im 4. Jahrhundert, wie Hinz, Binding und Rüger nachgewiesen haben, auf eine kleine Festung reduziert wurde, wobei man zwei Drittel des Stadtgebietes aufgab.

Unter der Stiftskirche und im Bereich der Immunität haben Bader und ich ein römisches Gräberfeld des 1.–4. Jahrhunderts, darüber und zum Teil darin eingrei-

10 UNTER DER STIFTSKIRCHE und im Bereich der Immunität fand sich ein römisches Gräberfeld aus dem 1. bis 4. Jahrhundert, das zum Teil von merowingischen Gräbern des 6./7. Jahrhunderts überlagert war. Das bedeutet eine Siedlungsunterbrechung von drei bis vier Generationen.



fend ein merowingisches des 6./7. Jahrhunderts nachgewiesen. Der Vergleich von römischem und fränkischem Gräberfeld zeigt: die Grablegen sind nicht identisch. Das bedeutet, daß die fränkischen Gräber nicht unmittelbar an die römischen anknüpfen, was eine Siedlungsunterbrechung von mindestens drei bis vier Generationen belegt.

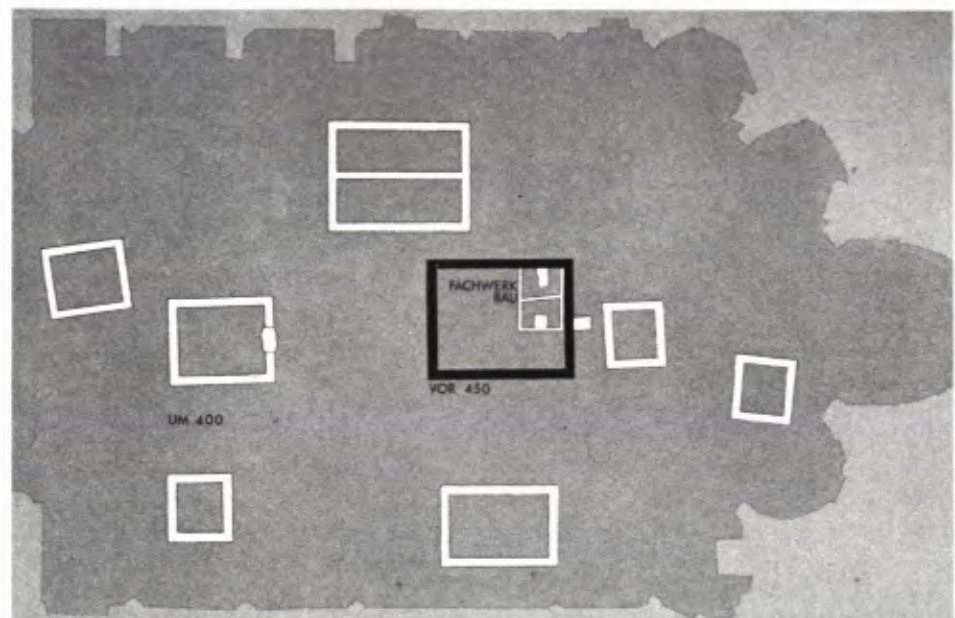
Unbestritten ist, daß die Entstehung der mittelalterlichen Stadt Xanten von einer Cella Memoriae des 4. Jahrhunderts ausgegangen ist, errichtet nach 348, vor 364 über einem Doppelgrab gewaltsam getöteter Männer. Diese Memoria gibt denkbarerweise den Grund für die Entstehung des fränkischen Gräberfeldes an der Stelle des römischen. Im 6. Jahrhundert ist durch Zubauten aus dem spätantiken Memorialsaal eine merowingische Memorienbautengruppe geworden. Später wird die Sache nach 752 und 758, als unter Abbruch der Anbauten an die spätere Cella Memoriae durch Zubau eines schlichten Rechteckchores eine Kirche wird, die nahe der immer noch existierenden römischen Limesstraße liegt. Noch vor 800 ist diese Kirche erweitert worden, wurden im Westen Wohngebäude angefügt, was nur die Einrichtung eines Stiftes bedeuten kann.

Von nicht geringerer Bedeutung ist die Tatsache, daß für diese Zeit die Entstehung eines Vicus nachzuweisen ist, vermutlich von friesischen Kaufleuten besiedelt. Mit anderen Worten: das Stift zog eine Handelsiedlung an, von welcher wir zwar nur Fragmente kennen, aber doch ausreichende. Aus dem Befund ergibt sich der Nachweis der Bipolarität von Stift und Händlersiedlung.

Nach 800 und vor 863 kommt es zum Bau einer großen dreischiffigen Kirche unter gleichzeitiger Verlagerung der Wohngebäude an die Nordseite der Stiftskirche. Der Vicus bleibt unverändert, doch entsteht im Südwesten nun ein Friedhof, der innerhalb von 100 Jahren so dicht belegt wird, daß daraus auf eine kräftige Blüte der Händlersiedlung zu schließen ist. Das hat auch die gründliche Zerstörung der Kirche 863 nicht unterbinden können, während deren Wiederaufbau, soweit man dem archäologischen Befund entnehmen kann, nicht gelingt; demnach haben die Stiftsherren die Liturgie über Generationen in einem Provisorium vollzogen.

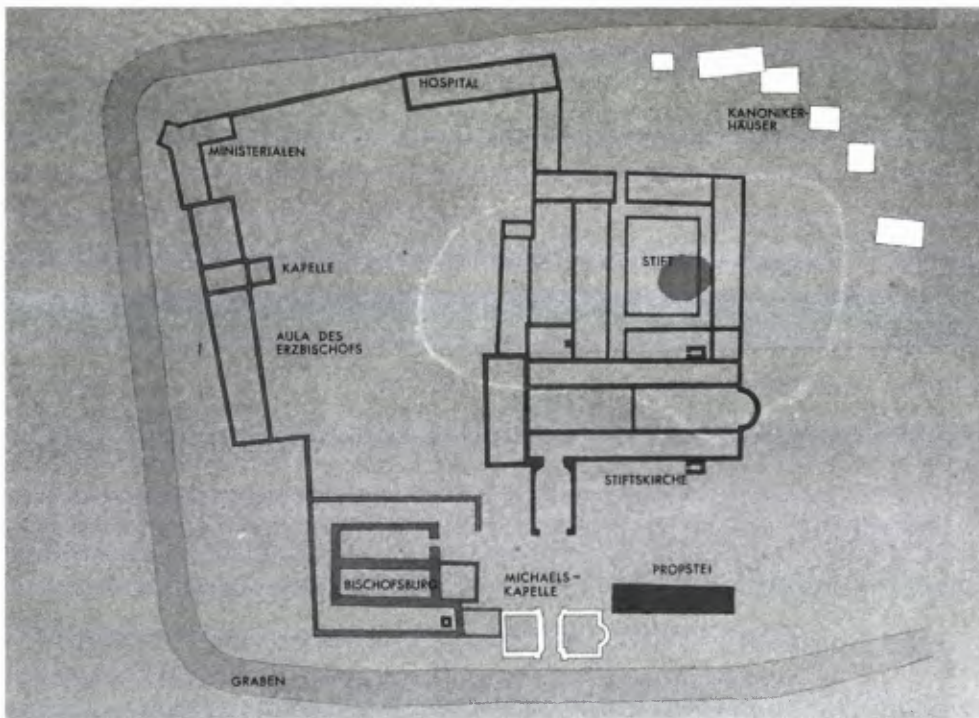
Was indes von Belang ist: Vor der Chorschranke wurde ein Fundament aufgedeckt, das nur als Standplatte für den Sarg des hl. Viktor gedeutet werden kann; dessen Leib muß man also zuvor bei systematischen Suchgra-

11 EINE CELLA Memoriae über dem römischen Doppelgrab ist Keimzelle der späteren Kirche.





12 UM 800 wurde nicht nur die Kirche erweitert, damals begann auch die Entwicklung des Stiftes und mit ihm die eines Handelsortes.



13 GRUNDRISS der gesamten Anlage mit Stiftskirche, Bischofsburg und anderen Gebäuden im 10. Jahrhundert.

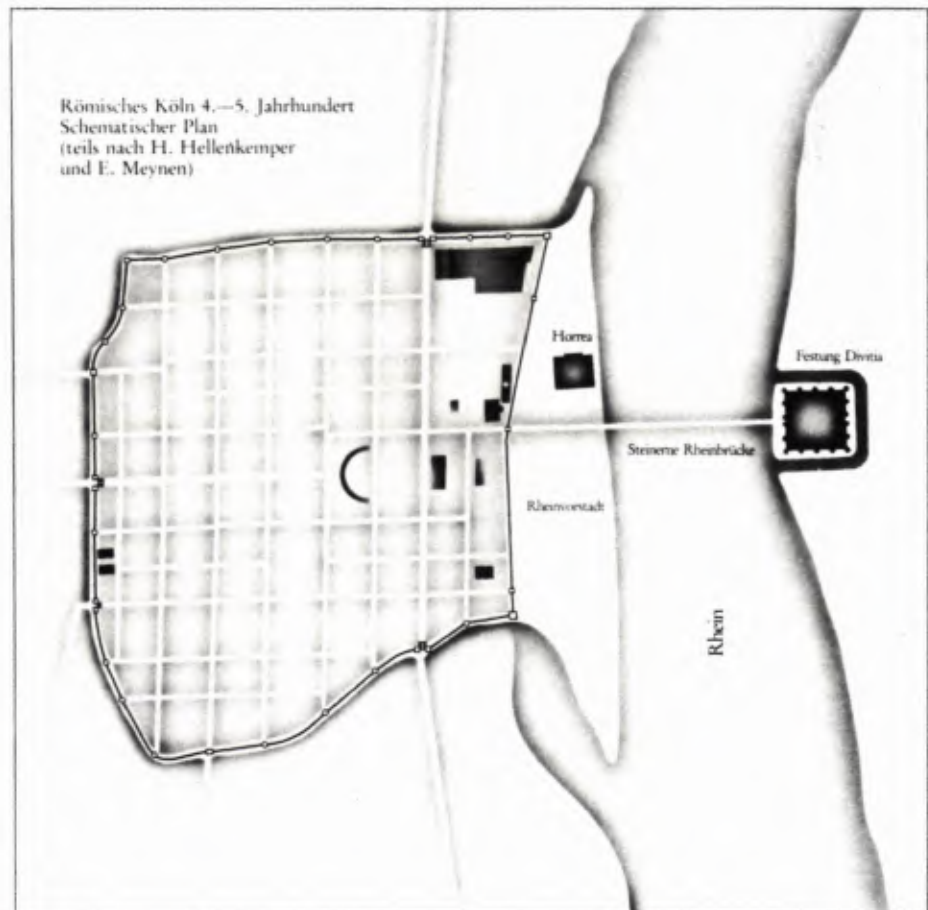
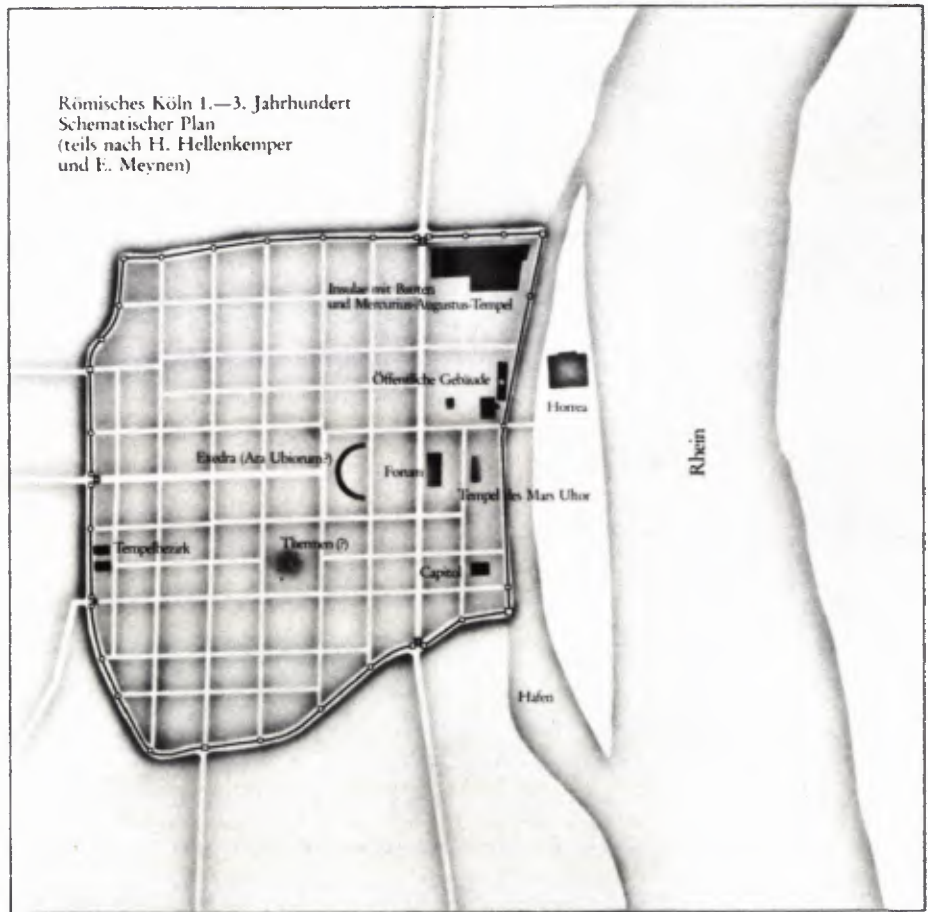
bungen gefunden haben, die sich im archäologischen Befund nachweisen ließen. Seitdem besitzt die Stiftskirche ihr dingliches „Heilsunterpfand“.

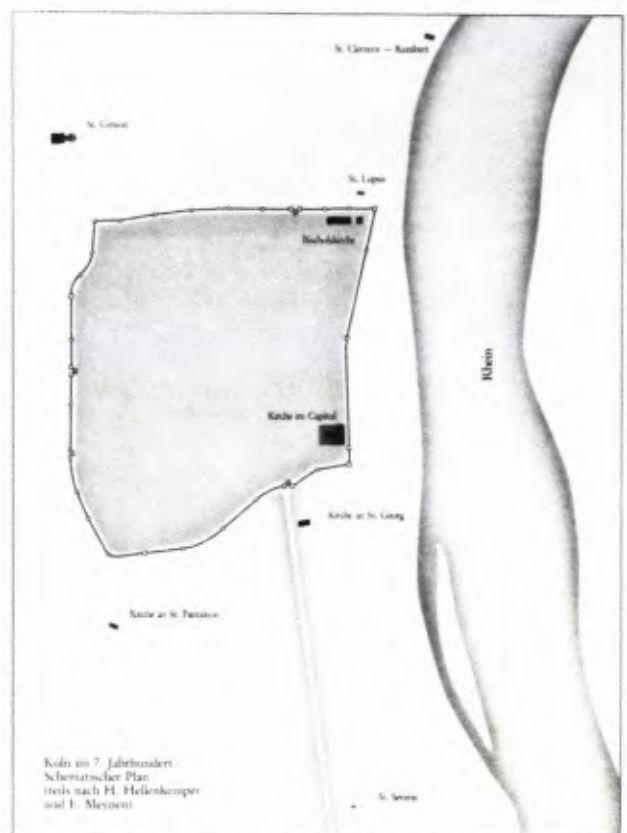
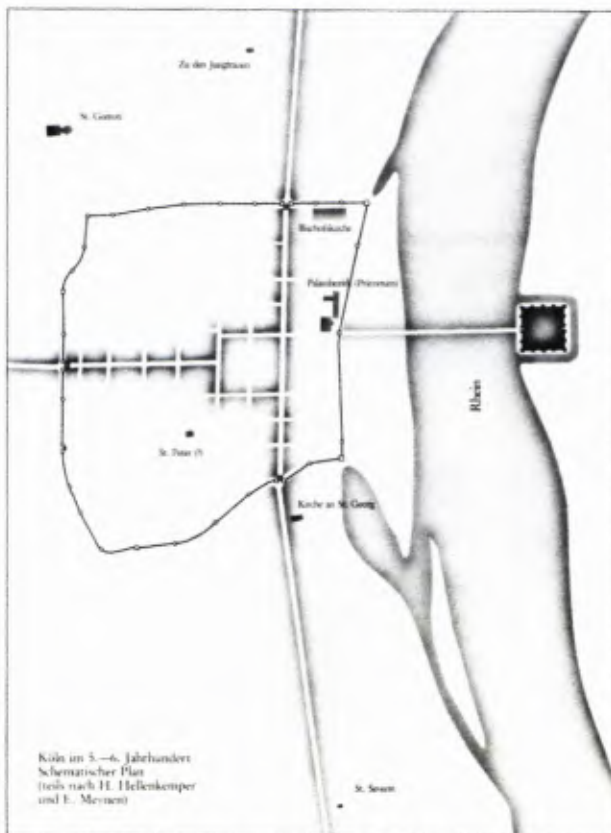
Die Phasen, in welchen mittelalterliche Stifts- und Klosteranlagen dahindämmern, werden von der Baugeschichtsschreibung in der Regel vernachlässigt.

Wie sehr komplexe, allein aus den schriftlichen Quellen zu erschließende komplizierte Schichten eigentlich beobachtet werden müßten, hat in den letzten Jahren Renate Kroos immer wieder überzeugend aufgezeigt. Ich müßte daher jetzt eigentlich auch in diesen Quellenfundus einsteigen, muß aber, weil dies den Rahmen völlig

sprengen würde, darauf verzichten. Nur so viel: Bewegung kommt in Xanten ins gesamte Gefüge, als 939 Otto I. bei Xanten eine Entscheidungsschlacht gegen die Lothringer gewinnt. Der Sieg wird der Wirkkraft der Heiligen Lanze sowie der Hilfe des hl. Viktor zugeschrieben. Als dessen Folge wird das Haus der Ottonen – vertreten durch Erzbischof Bruno von Köln, den französischen Quellen der Zeit Vizekönig nennen – nun zum Hauptpatron des Stiftes. Das läßt sich den Totenbüchern entnehmen, noch klarer aber dem archäologischen Befund. Das heißt: Unter Ausschöpfung des Stiftes als eines Instrumentes zur Durchsetzung von Herrschaft wird ein großer Teil des Niederrheingebietes Be-

14 u. 15 AM RÖMISCHEN
 KÖLN ist zwischen 1. bis
 3. Jahrhundert und 4./5. Jahr-
 hundert bereits eine Rückent-
 wicklung der Stadt erkennbar.





16 u. 17 DIE RÖMISCHEN STRUKTUREN *verschwinden zusehends im 5./6. Jahrhundert, sind im 7. Jahrhundert kaum noch vorhanden.*

sitz des hl. Petrus von Köln. Das spiegelt sich in einem konsequenten Aufsiedlungsprozeß, und das drückt sich natürlich auch in Architektur aus: Nun entsteht der Stadtkern von Xanten endgültig, der aus einem kirchlichen Bereich im Osten und einem erzbischöflichen im Westen besteht, wobei der Erzbischof neben einer Aula regia und Häusern für seine Ministerialen eine Turris setzt, also seine Herrschaft in Architekturform ebenso signifikant macht wie das Stift St. Viktor das von ihm bewahrte Heil in einem Monumentalbau vorweist. Überwies wird dem Praepositus eine Aula an die Südseite der Kirche hinzugesetzt. Sprechender sind geistliche und weltliche Gewalt kaum neben- und miteinander auszudrücken!

Die Kraft der politischen Entscheidung, die hinter dem Ganzen zu vermuten ist, äußert sich auch darin, daß seit der Herstellung dieses Bauzustandes für die Kaufleute in dieser „Kirchen-Burg-Stadt“ kein Platz mehr war.

Folgerichtig entsteht damals vor der mit Graben gesicherten Kernstadt der Marktplatz, der, wie wir geprüft haben, seitdem als Platz diente und als sonst nichts, von Beginn an unterteilt in den großen und den kleinen Markt. Hier werden mithin strikte Planungsprozesse mindestens ahnbar.

Wenden wir uns nun – in fast unzulässiger Kürze – der Genese der mittelalterlichen Stadt Köln zu, so treffen wir auf ein Beispiel, das für den Themenzusammenhang vielfältiges Material bereithält, indessen auch auf Grenzen, welche der Erkundung von Strukturen der mittelalterlichen Stadtwelt gesetzt sind.

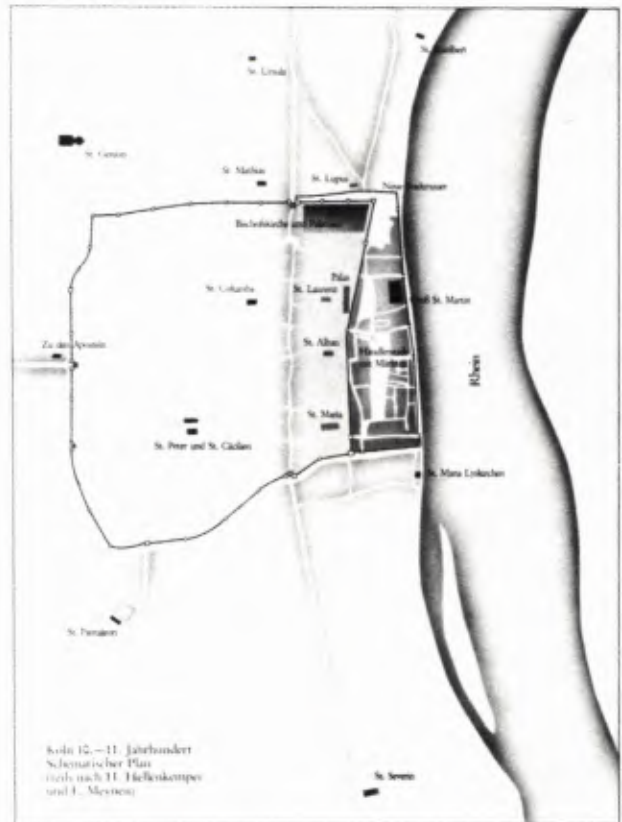
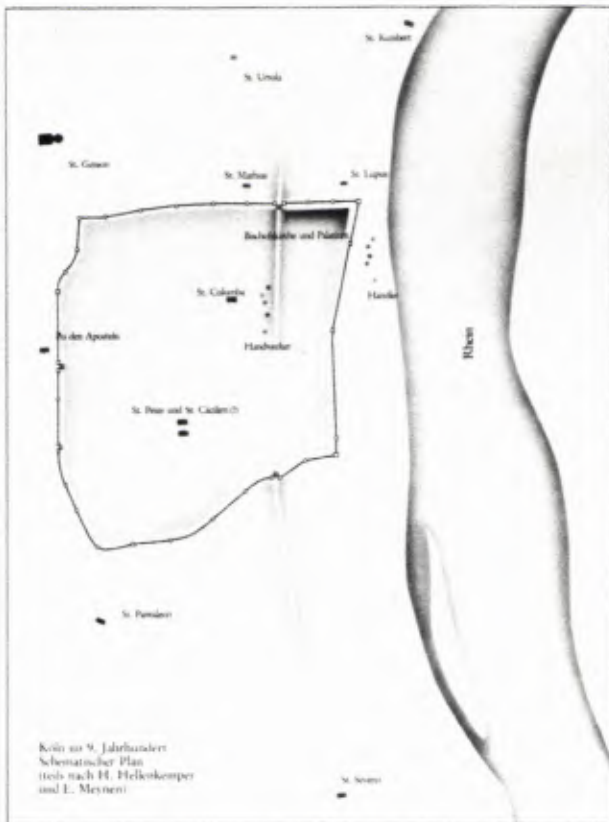
Auch Köln hat römische Wurzel, die um 38 v. Chr. im Rahmen der Offensivmaßnahmen Oktavians (später

Augustus) gründet. Aus dem Oppidum Ubiorum mit seiner Civitas wurde um 50 n. Chr. die Colonia Claudia Ara Agrippinensium, Hauptstadt der Provinz Niederrhein. Als Stadtgehäuse nach dem üblichen Siedlungsmuster der römischen Epoche gefügt, ist zwar die Einteilung in Insulae deutlich, die Stadtmauer bekannt, aber die Innenbebauung nur in Ansätzen.

Schon im 4. Jahrhundert gibt es in der Stadt Reduktionen der Bauten, doch auch wichtige Neubaumaßnahmen: rechtsrheinisch die Festung Divitia-Deutz, eine Steinbrücke über den Rhein – die man im 10. Jahrhundert abbrach – und in der Nordostecke der römischen Stadt in einer Großinsula den Bau einer Bischofskirche.

Immer noch gilt die These, das römische Köln sei der Ausgangspunkt der mittelalterlichen Stadt. Doch das stimmt so für Köln genausowenig wie für Trier und Xanten. Auch in Köln engte sich unmittelbar nach dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft der Lebensbereich in der Stadt ein. Eigentlich kündeten nur noch die Mauern von ihrer einstigen Größe. Der Stadtleib selbst wurde wüst, beschränkte sich auf einige Punkte: die Bischofskirche, vielleicht das Prätorium. Indes gewannen im 5./6. Jahrhundert Memorien im Umfeld auf den Gräberfeldern wenn schon nicht Gewicht, so doch Fortdauer, wie die kleine Kirche St. Georg im Süden, vielleicht eine weitere, die heute St. Peter heißt, nahe den nicht mehr benutzten Thermen.

Im 7. Jahrhundert tritt die Marienkirche, die in dem Kapiteltempel sich einnistet, im Südwesten hinzu, ist St. Peter verschwunden, gibt es Neubauten an der Bischofskirche, entstehen im Norden außerhalb der Stadt die Kirchen Lupus und Clemens. Das bedeutet neue



18 u. 19 VON DER BISCHOFSKIRCHE im Nordosten nimmt die neue Stadt ihren Ausgang, die sich kontinuierlich zwischen Rhein und der alten römischen Achse entwickelt.

Siedlungsinseln, nicht anders, als wir eingangs bei der Besiedlung des flachen Landes gesehen haben.

Von Stadt mag man da nicht mehr sprechen. Allenfalls ist das, was man darunter verstehen mochte, reduziert auf den Platz der Bischofskirche, wo die Spuren im archäologischen Befund auch einen maßgeblichen politischen Willen erkennen lassen. Vielleicht etabliert sich hier schon der Bischof als Stadtherr, in dessen Hand, also in die des Petrus, bereits in der Übergangsphase alles römische Staatsland geriet, da die merowingischen Könige immer nur zeitweise in Köln präsent waren, die Bischöfe dagegen fast immer.

Nun ist es möglich, wenigstens für Köln ein Siedlungsbild im 9. wie im 10./11. Jahrhundert zu entwerfen, das gleichermaßen in schriftlichen Quellen wie im archäologischen Befund gründet. Das karolingische Köln besteht zunächst aus der Bischofskirche wie Riesig, Doppelfeld, Weyres und Wolff aufgezeigt haben. Mir gelang der Nachweis eines ebenso mächtigen Palatiums aus den archäologischen Befunden, die man leider meist, um an die römischen Schichten zu kommen, weggebagert hatte.

Man kann sagen: Köln ist damals eine Bischofsburg gewesen. Mindestens so aufregend ist, daß zu dieser Zeit die Marienkirche an der Stelle des Kapitols nicht mehr existiert. Das heißt: es gibt Siedlungsbrüche zwischen merowingischer und karolingischer Zeit. Statt dessen ist eine erweiterte Kirchenlandschaft entstanden, auch Händler und Handwerker sind nun anwesend. Also hat der Zuzug von Menschen an einen sich bildenden Zentralort begonnen.

Dieser Zentralort gewinnt nach den Wirren im Umfeld von Normannen- und Ungarneinfällen im 10./11. Jahr-

hundert festeren Umriß, wobei nun ein Mehrfaches geschieht:

1. Unter Erzbischof Bruno wird im 10. Jahrhundert der gesamte alte Westriegel innerhalb der römischen Stadtmauer zwischen Bischofskirche und dem neuen St. Maria im Kapitol zur Palaststadt.
2. Zu deren Füßen entsteht ein Handelsort mit Plätzen, in den die Abtei Groß St. Martin gepflanzt wird.
3. Jetzt blüht das stiftische Leben auf, was sich in Baumaßnahmen und in einer Neugründung wie St. Pantaleon durch Bruno ausdrückt.
4. Es entstehen die Pfarrkirchen Alban, Laurenz, Kolumba, was das Wirken von Organisationsformen beweist.
5. Zwar bleibt der Westteil der Stadt fast unaufgesiedelt, aber mit St. Peter/St. Cäcilien und der Kapelle zu den Aposteln ergeben sich weitere neue Siedlungspunkte.
6. Schließlich ist der Güterumschlag wie der Güterstapel schon so bedeutend, daß eine Befestigung der Händlerstadt erfolgt.

Ich deute an: Neben den voneinander abhebbaren Wachstumsstufen läßt sich die Ausbildung von „Strukturen“ erkennen, die buchstäblich zur Stadtgenese eines größer dimensionierten Stadtorganismus führen, wobei manches schemenhaft bleibt, weil es in einem solchen Stadtraum ungemain schwer ist, die archäologischen und baugeschichtlichen Urkunden so aufzufinden, wie man sich das wünscht.

Doch ist, bleibt man in der schematischen Darbietung, zweifelsfrei, daß es im Zusammenwirken von Ortsheil,

zugebrachtem Heil, Eigenbetrieb der Stifte und Klöster sowie in der Explosion von Handwerk, Gewerbe und Handel im 12. Jahrhundert zu einer buchstäblichen Boomphase gekommen ist. Deren Wurzeln liegen bereits im späten 11. Jahrhundert: neben den Alten Markt im Osten der Stadt wird der neue im Westen, der Neumarkt, gesetzt; damit wird die römische Stadt weggefegt, das neue Straßennetz beginnt sich auszubilden, und schon 1106 erweist sich eine Ummauerung des vergrößerten Stadtgebildes als zwingend, wie sich wiederum aus schriftlichen Quellen und den archäologischen Befunden ergibt.

Einer der erzbischöflichen Palastbauten, errichtet an der Stelle des Pratorium, wird dabei zu der „domus, in quam cives conveniunt“, also zum Rathaus – wie überhaupt die Palastbauten nun in die Hand der Bürger übergehen, dabei zu Einzelhäusern umgebaut werden.

Das 12. Jahrhundert setzt darüber, wie bekannt, einen allgemeinen Bauboom, der sich nicht bloß im Kirchenbau elementar ausdrückte, sondern auch im Hausbau. Das ursprünglich wohl in Holzbauten gefügte Händlerviertel am Rhein erhält vier- bis fünfgeschossige Steinbauten, wobei der Raum – nach den Grundbüchern – so eng veranschlagt ist, daß die Häuser dicht an dicht stehen.

Dieser Problemkreis ist im Detail – sehe ich einmal von den jüngsten Kelleruntersuchungen in Freiburg ab – wenig untersucht, kaum dokumentiert, würde aber ergebnisreich sein, wenn man die in Köln seit 1141 vorhandenen Schreinsakten nur wirklich einmal aufschlüsse. Soweit das in Ausschnitten geschehen ist, sind nämlich strikte Planungsprozesse zu erkennen. So sehr alles wie gewachsen aussieht, so wenig dürfte es sich um „wildes Wachstum“ handeln. Hier lassen sich vielmehr Systematiken erschließen, die darauf zielen, den in Gang geratenen Prozeß in eine „Fassung“ zu bringen.

Genau dies geschieht dann auch nach 1180 mit dem Bau der riesigen Stadtmauer, die alle seit dem 7. Jahrhundert zugewachsenen Einzelgewichte von Stiften, Klöstern, Höfen etc. zusammenschließt und die im Planungsentwurf so großartig und weitblickend ist, daß sie bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit Lebensraum bot, ja dieser Stadtbaurahmen nicht einmal ausgefüllt wurde.

Die Stadtmauer, 1179/80 begonnen und zwischen 1220 und 1250 vollendet, ein Areal von 405 Hektar umfassend, besaß zwölf ausgebildete Torbogen, viele Pforten, 20 Bastiontürme. Sie war nicht allein ein Dokument der wirtschaftlichen Leistungskraft der Stadtbürger, sondern wohl die eigentliche „Bürgerkathedrale“ und bezeichnete das „Stadtgesamt“ als das „Himmlische Jerusalem“, als welches das „Heilige Köln“ sich damals begriff.

Die Stadt insgesamt war wohl ein „Gesamtkunstwerk“. Und es ist dann kein Zufall mehr, wenn 1248 das Domkapitel das Haus des Petrus, das seit 1165 in den Gebieten der Heiligen Drei Könige die Prototypen des mittelalterlichen Königtums schlechthin besaß, durch den Neubau der Kathedrale „geistig aufrüstete“, dabei, wie Manfred Groß es schon 1925 ausgedrückt hat, durch den Magister Gerardus aus dem französischen Kathedralsystem die Summe ziehen ließ und dadurch „Gotik als Europäischen Stil“ begründen half.

Noch wichtiger als dieser Tatbestand – denn mit dem Neubau der Kathedrale zog auch die Neuzeit in Köln

ein – ist aber, daß nun das Stadtgesamt seine eigentliche „Stadtkrone“ erhielt und, wie Günter Bandmann überzeugend dargelegt hat, sich in den Wimpergen die Bürgerstadt zu Füßen des gegliederten Riesengebirges als „Himmlisches Jerusalem“ gespiegelt, übersteigert und gebündelt zugleich dargestellt fand, damit der Hoffnung der Menschen Ausdruck gegeben war, ihr Dasein hier sei doch nur eine Vorübung für das immerwährende Dasein in der Anschauung Gottes, dessen unbegreifliche Wesenheit sich in den Gluten der gläsernen Wandflächen vor Augen stellte.

Ich meine also: findet man auch immer nur Annäherungswerte, gewinnt man zugleich Einsichten, die uns dem Denken und Handeln der mittelalterlichen Menschen näherbringen.

Die hier in Baden-Württemberg in den letzten Jahrzehnten mit großer Sachkunde, Vehemenz und Weitblick betriebenen stadttarchäologischen Forschungs- und Rettungsmaßnahmen haben zu verblüffenden Ergebnissen geführt, dabei auch die Landschaft des Wissens über die mittelalterlichen Gewerbebetriebe in exemplarischer Weise erweitert.

Es kann somit innerhalb der Fachwissenschaft überhaupt keinen Zweifel mehr geben: die systematische archäologische Stadtforschung ist ein Gebot, weil gerade die mittelalterlichen Städte in ihren Kern- wie Randbereichen für das Leben einer in den Lebensansprüchen sehr verwöhnten Bevölkerung immer weiter verändert werden. Dabei droht die Gefahr, daß bei einem Nicht-wirksamwerden von Stadttarchäologie die im Boden gelegenen Urkunden und Fundbereiche für immer verlorengelassen, wodurch unser Kenntnisstand über die mittelalterlichen Lebensverhältnisse – in welchen unsere moderne Gesellschaft viel mehr verwurzelt ist, als die Allgemeinheit in der Regel annimmt – Schaden leiden würde.

Man kommt aber nicht bloß – was schon viel wäre – allgemeinen Lebensverhältnissen, die man vorab nur ungenau oder gar nicht kannte, durch archäologische Ausgrabungen auf die Spur. Es lassen sich vielmehr, wie ich an den von mir ausgewählten Beispielen des Rhein-Mosel-Gebietes hoffe klargestellt zu haben, auch grundlegende geistige Prozesse erschließen. Man vermag handfest zu erkennen, daß es im Mittelalter den einmaligen Entwurf von „Stadt“ nicht gegeben hat, sondern sehr verschiedene und voneinander abhebbare Stufen, bisweilen gar überaus individuelle Modelle, die in prozeßhaften Schritten mit unterschiedlichen Planungsvorgängen wurzeln. Dabei gewinnt die Verknüpfung von geschriebener Quelle, Baubefund und archäologischem Befund einen hohen Stellenwert; das heißt, interdisziplinäres Vorgehen ist, wie eingangs schon gesagt, dringend geboten.

Ganz bewußt hebe ich auf den Forschungscharakter der Stadttarchäologie ab. Nur Forschung kann Ergebnisse bringen und verlässliche Grundlagen auch für eine sachgerechte Denkmalpflege. Forschung hat die Grundlage jeder Denkmalpflege zu bilden.

Bedenkt man den Zustand der Denkmalpflege allgemein, muß man mit einer gewissen Resignation feststellen, daß wir zwar inzwischen in allen Bundesländern achtbare Denkmalschutzgesetze haben, aber überall (manchmal mehr, manchmal weniger) ist die personelle Ausstattung der Denkmalämter nicht optimal, um die gestellten Aufgaben in angemessenem Umfang und in

21 DIE STADT

KÖLN von Norden gesehen zeigt eine Tafel des Sebastiansaltares von St. Gereon von Johann Hulsman und Johann Toussyn (1635). Im Zusammenhang mit der Verherrlichung der Hl. Dreifaltigkeit durch die Heiligen der Stadt ist sie im mittelalterlichen Verständnis „Abbild des himmlischen Jerusalem“.



ches Unterfangen der archäologischen Landesaufnahme ist. Man erkennt dabei natürlich nicht alles, aber doch Grundstrukturen. Man kann, wie dies in einigen Bundesländern mit Erfolg geschieht, die Luftbildprospektion einsetzen, aber zum guten Schluß muß dann doch immer noch ausgegraben und über das Ausgegrabene in grundlegenden Publikationen berichtet werden.

Der Baudenkmalpflege würde durch eine nachhaltige Belegung und Systematisierung der Stadtarchäologie eine höhere Kompetenz, eine schärfere Argumentationshilfe zu wachsen, und es würden ihr Kenntnisse in die Hand gegeben, um die Originalsubstanz der Bauten zu erfassen und gerade nicht im Sinne der so oft gewünschten Kosmetik zu handeln. Hierbei sehe ich persönlich immer deutlicher, daß man nicht alles Alte auch erhalten kann, aber bevor man es hergibt, sollte es in der Substanz nach allen denkbaren Richtungen befragt und auf diesem Fundament über Sein oder Nichtsein entschieden werden.

Mich persönlich fasziniert nach wie vor, daß es mit der archäologischen Arbeitsmethode möglich ist, zwingt man sie nur mit allen denkbaren Aspekten zusammen, zu lernen, wie der Mensch in immer neuen Anläufen sich bemüht hat, die Welt auf seine Bedürfnisse hin einzurichten, und dabei seine Denkvorstellungen in Bauformen auszudrücken verstanden hat. Alle Menschen, die heute leben, gewinnen durch die Ergebnisse der Stadtarchäologie wichtige Erfahrungen, wenn man der

Stadtarchäologie die notwendigen Chancen zum Erkunden von Lebensbedingungen gibt.

Und dabei finde ich es auch sehr gut, in den Kulturwissenschaften weitere Arbeitsplätze stiften zu können; denn unsere Zukunft wächst nicht allein aus High-Tech, sondern auch aus dem Wissen, daß nichts von dem, was der Mensch unternimmt, von Dauer ist. Den Menschen überlebt – bislang jedenfalls – die Natur, in der Regel überleben ihn auch die Häuser, die er baut. Indem er untersucht, wie Menschen vor ihm mit der Natur im Bauen verfahren, wird er nicht allein Zeuge spannender Emanzipationsprozesse, sondern vermag an ihnen zu lernen. Nicht umsonst sah der mittelalterliche Mensch in seiner Stadt, deren Maße vom Menschen bestimmt und daher menschenwürdig waren, zugleich ein Abbild des Himmlischen Jerusalem. Die Stadtarchäologie zielt nicht auf ein beliebiges Thema, sondern trachtet danach, auch das nur Ahnbare in dem Ausdruck, den Menschen dafür erfanden, wieder im Umriß sichtbar zu machen. Darauf gründet sich dann ein grundlegender Beitrag zur Geistesgeschichte, wovon man bekanntlich nicht genug kennen kann, um etwas weiser zu werden, als es der Mensch von Natur aus ist.

*Prof. Dr. Hugo Borger
Generaldirektor der Museen der Stadt Köln
Römisch-Germanisches Museum
Roncalliplatz 4
5000 Köln 1*